

Schriften des Historischen Kollegs

Herausgegeben
von der
Stiftung Historisches Kolleg

Vorträge

1

Heinrich Lutz

**Die deutsche Nation
zu Beginn der Neuzeit**

**Fragen nach dem Gelingen und Scheitern
deutscher Einheit im 16. Jahrhundert**

München 1982

Schriften des Historischen Kollegs
im Auftrag der
Stiftung Historisches Kolleg im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft
herausgegeben von
Theodor Schieder
in Verbindung mit
Gordon A. Craig, Horst Fuhrmann, Alfred Herrhausen, Christian Meier,
Horst Niemeyer, Gerhard A. Ritter, Karl Stackmann und Rudolf Vierhaus
Geschäftsführung: Georg Kalmer
Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner

Die Stiftung Historisches Kolleg hat sich die Aufgabe gesetzt, Gelehrten aus dem Bereich der historisch orientierten Wissenschaften, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben, während eines Kollegjahres die Möglichkeit zu bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Zu diesem Zweck vergibt die Stiftung Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung darstellen soll. Professor Dr. Heinrich Lutz (Wien) war – zusammen mit Professor Dr. Otto Pflanze (Bloomington/USA) – Stipendiat des Historischen Kollegs im ersten Kollegjahr (1980/81). Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Heinrich Lutz aus seinem Arbeitsbereich einen öffentlichen Vortrag zu dem Thema „Die deutsche Nation zu Beginn der Neuzeit“ am 30. April 1981 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gehalten, der zuerst in der „Historischen Zeitschrift“ (Band 234, Heft 3, 1982, S. 530–559) veröffentlicht wurde.

Die Stiftung Historisches Kolleg wird vom Stiftungsfonds Deutsche Bank zur Förderung der Wissenschaft in Forschung und Lehre getragen und vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft treuhänderisch verwaltet.

DAS Thema dieses Vortrages bedarf einer einleitenden Erläuterung, erst recht der Untertitel, wo in einer so direkten Weise von „deutscher Einheit“, ihrem Gelingen und ihrem Scheitern gesprochen wird. Daß ich mich mit dieser Thematik bewußt in den Raum heutiger Diskussionen um deutsche Einheit und deutsche Nation stelle, ist klar und ohne Kommentar verständlich. Dagegen bedarf ~~anderes~~ einer eingehenden Erklärung, um das Folgende vor aktualitätsbezogenen Mißverständnissen zu schützen und die Erwartungen dorthin zu lenken, wo sie auf eine wenigstens teilweise Erfüllung rechnen können.

Es wird im folgenden gefragt nach dem Zustand und den Geschehnissen der deutschen Nation im 16. Jahrhundert, und zwar nicht irgendwie, allgemein und überhaupt, sondern unter dem bestimmten Gesichtspunkt der Einheit. Erläuterungsbedürftig ist nun vor allem, was dieser Begriff und Maßstab „*deutsche Einheit*“ unter den Bedingungen jenes fernen und doch so nahen 16. Jahrhunderts be-

* Der Charakter des gesprochenen Wortes wurde bei dem Druck dieses Vortrages, den die Stiftung „Historisches Kolleg München“ am 30. April 1981 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften veranstaltete, so weit wie möglich beibehalten. Die Anmerkungen beschränken sich auf den Nachweis der Zitate und auf einige weiterführende bibliographische Angaben. – Fragestellungen und Perspektiven des Vortrages stehen in enger Verbindung mit einer größeren Darstellung deutscher Geschichte, die ich dank der Stiftung in meinem Münchner Stipendiaten-Jahr fertigstellen konnte: „Das Ringen um deutsche Einheit und kirchliche Erneuerung. Deutschland von Kaiser Maximilian I. bis zum Westfälischen Frieden.“

deutet hat und im heutigen Rückblick bedeuten kann. Wir bemerken sogleich, daß die heutigen Fragen nach der Einheit, ja nach dem Vorhandensein einer deutschen Nation fundamental anders lauten als jene, die wir an das deutsche Leben zu Beginn der Neuzeit in seiner politischen, sozialen und kulturellen Auffächerung zu stellen haben. Die deutsche Spaltung von heute, wo das zerstörerische Erbe des N.S.-Staates sich im Aufeinandertreffen zweier politisch-sozialer Weltsysteme auf deutschem Boden potenziert und perpetuiert hat, ist das eine. Das andere ist jene alteuropäische Welt sich langsam entfaltender nachmittelalterlicher Gesellschaft, Kultur und Staatlichkeit, wie wir sie in Spanien und Frankreich, in England und Skandinavien, in Polen und Ungarn und schließlich in Deutschland vergleichend beobachten können: ein allmählicher Reifeprozess mit vielen Konstanten, vor allem im sozialen und wirtschaftlichen Bereich, wo neun Zehntel oder mehr der Bevölkerung der agrarischen Welt und ihrer Statik zugehören, die erst 300 Jahre später mit der industriellen und politischen Revolution in Bewegung kommt. In dieser alteuropäischen, geburtsständisch und patriarchalisch geordneten Gesellschaft stellen sich die Fragen nach nationaler Einheit und ihrem Wandel, nach Elementen des Gelingens und Elementen des Scheiterns ganz anders als in der hochtechnisierten, ideologisierten, manipulierten Welt von heute. Aber diese Fragen stellen sich – davon gehen wir aus – über die Jahrhunderte und über allen Wandel der Lebensformen hinweg. Und diese nationalgeschichtlichen Fragen stellen sich uns, das ist besonders zu betonen, nicht etwa als Relikte eines eigentlich schon überwundenen Provinzialismus. Eine heutige Renaissance nationalgeschichtlicher Fragestellungen erscheint sinnvoll, wenn sie bestimmte Bedingungen erfüllt: sie muß dem Stand moderner Methodenreflexion entsprechen, das ist selbstverständlich. Sie muß aber auch den langen Atem verbürgen, über Jahrhunderte hinweg Rechenschaft zu suchen und zu geben. Darüber hinaus soll diese nationale Rechenschaft – das ist eine weitere grundlegende Bedingung – heute in die Weite europäischer und globaler Rechenschaft eingeordnet werden: eine Aufgabe, der wir bisher kaum gewachsen sind.

In einem solchen Rahmen historischen Fragens und nationaler historischer Rechenschaft kommt den Maßstäben der Einordnung und dann auch des Werturteils eine große und neuartige Bedeutung zu. Für die Nationalhistoriker des vorigen Jahrhunderts und auch noch der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erschien es, in Deutsch-

land wie anderswo, bei aller Unterschiedlichkeit der sozialen und kulturellen Werttabellen doch meist ganz klar, was in der Geschichte des eigenen Volkes gut oder schlecht gegangen war: Entfaltung der eigenen, nationalen Kultur, der eigenen staatlichen Macht und, wenn es weit ging, dann noch des eigenen Beitrags zum allgemeinen Wohl und Fortschritt der Menschheit. Ein schlichtes Zurückgreifen auf diese älteren, oft recht naiv-zuversichtlichen Wertmaßstäbe ist nach den Erfahrungen des zweiten Weltkrieges im allgemeinen und nach der bitteren Kompromittierung deutschnationaler Orientierungen im besonderen nicht zu empfehlen und wird auch kaum mehr praktiziert. Doch die Ausarbeitung neuer, angemessener Ordnungs- und Wertmaßstäbe, wofür durchaus Ansätze vorliegen, erweist sich stets von neuem als schwierig und ist noch weit vom Ziel entfernt. Gerade besonders gewissenhafte Historiker ziehen es heute oft vor, in abwartender Distanz gegenüber solchen großen Perspektiven das Ethos der seriösen Einzelforschung zu pflegen. Ich breche hier ab, denn es leuchtet wohl ein, wie wichtig es ist, gerade die Gewissenhaftigkeit der Forschung in diese Perspektivenarbeit einzubringen. Für jetzt schlage ich einige *vorläufige Markierungen* vor, die uns im Umfeld von Einheit, Gelingen und Scheitern helfen können. Aus dem folgenden Überblick selbst, aus den Fakten des deutschen Lebens im 16. Jahrhundert, soll dann erhoben werden, in welchem genaueren Sinne wir den Begriff „deutsche Einheit“ verwenden und also von Gelingen und Scheitern mit der gebotenen Vorsicht sprechen können. Den Untertitel mit „Gelingen“ und „Scheitern“ bitte ich im übrigen nicht in Schwarz-Weiß, sondern differenziert und bescheiden aufzufassen: In mancher Hinsicht gelingt etwas, was mit deutscher Einheit zu tun hat, in anderer Hinsicht kommt es zu Schwierigkeiten und Mißlingen in Bereichen, die auch die deutsche Einheit angehen.

Die *erste Markierung* betrifft die politischen und verfassungsrechtlichen Bedingungen deutscher Einheit zu Beginn der Neuzeit. (Die bekannte Frage nach dem Beginn der Neuzeit lasse ich für hier und heute auf sich beruhen¹⁾). Wir gehen ganz pragmatisch davon aus, daß in den Jahrzehnten zwischen 1490 und 1520 das deutsche Mittelalter zu Ende geht und für Deutschland eine ‚neue Zeit‘, die Neuzeit, beginnt.) Politik und Verfassung in Deutschland sind da-

¹⁾ Für eine knappe Orientierung über den heutigen Diskussionsstand siehe Heinrich *Lutz*, Reformation und Gegenreformation (Oldenbourg Grundriß der Geschichte 10, München 1979) 117 ff.

mals nicht einfach dadurch gekennzeichnet, daß – wie in allen größeren Staaten Europas – die zentralisierende Macht des Monarchen auf der einen Seite und die nach Autonomie und Mitgestaltung strebende Tendenz des Adels und der Städte auf der anderen Seite miteinander rangen. Auch die fundamentale Tatsache, daß die deutschen Fürsten vom Mittelalter her eine eigene territoriale Staatlichkeit aufgebaut hatten und daß diese vielen deutschen Territorialstaaten dem Zugriff des Kaisers einen schier unüberwindlichen Damm regionaler Autonomie entgegensetzten, machte noch nicht das volle Maß der deutschen Sonderentwicklung aus. Vielmehr muß aufs nachdrücklichste betont werden, daß Deutschland keine nationale Dynastie an seiner Spitze hatte. Die Habsburger stellten seit 1438 ununterbrochen das Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Aber diese Habsburger-Dynastie war nach Herkunft, Interessenlage und Mentalität durchaus am Rande Deutschlands angesiedelt, nicht zu vergleichen mit der zentrierenden, nationalen, sammelnden Tätigkeit der gleichzeitigen Königshäuser anderer europäischer Staaten²⁾. Und der Weg von Maximilian I. über seinen Sohn Philipp zu Karl V. bedeutet im Zeichen der burgundischen, dann der spanischen Erbschaft eine entschiedene Verlagerung der dynastischen Schwerpunkte aus Deutschland hinaus. Daß diese übernationale Orientierung des deutschen Kaiserhauses mit bestimmten übernationalen Traditionen des Reiches und seiner Verfassung zusammenhing und auch großartige europäische und globale Perspektiven hatte – das ist unbestritten und wird uns noch beschäftigen. Festzuhalten bleibt aber der für das Problemfeld nationaler Einheit erstrangige Tatbestand: die Deutschen hatten und gewannen keine im damaligen Vergleich als national anzusprechende Kaiserdynastie. Dieser Tatbestand muß auch deshalb so betont werden, weil er manchen Traditionsgefühlen großdeutsch-katholischer Art, die im 19. Jahrhundert noch politisch wirkten und auch heute gelegentlich noch anzutreffen sind, den Boden entzieht. Die nüchterne Betrachtung muß uns sagen, daß schon vor der Reformation und der kirchlichen Spaltung für Deutschland durch den Gegensatz von Landesfürstentum und übernationaler Dynastie

²⁾ Siehe Adam *Wandruszka*, Das Haus Habsburg. Die Geschichte einer europäischen Dynastie (Herder-Bücherei, Freiburg 1968); R. J. W. *Evans*. The making of the Habsburg Monarchy 1550–1700. An Interpretation (Oxford 1979).

überaus konfliktreiche und vom europäischen Regeltyp der nationalen Monarchie abweichende Entwicklungen gegeben waren.

Die *zweite Markierung* betrifft den Zusammenhang von kirchlichem und nationalem Schicksal im 16. Jahrhundert. Hier gibt es ein Vorurteil, das aus der protestantisch-kleindeutschen Welt des 19. Jahrhunderts stammt und heute wohl noch bedeutend stärker nachwirkt als ein großdeutscher Habsburg-Mythos. Ich versuche, den Sachverhalt in knappster Weise am Beispiel der Reformationsgeschichte Leopold v. Rankes zu zeigen, dessen geistvolle, national-protestantisch wirkende Interpretation eine viel detailliertere Behandlung verdient, als hier möglich ist. Für Ranke war die Reformation das „wichtigste vaterländische Ereignis“. Er sah die reformatorische Bewegung eindeutig als eine „nationale Bewegung“. Die Dinge stellten sich ihm so dar und er stellte die Dinge so dar, daß in den ersten Jahren der Bewegung, bis 1524, es noch so aussah, als würde die Gesamtheit der Deutschen sich dem reformatorischen Weg anschließen. Ranke sagt: „Gewiß gab es für die Einheit der Nation, für die Fortentwicklung der Deutschen auf dem einmal eingeschlagenen Weg niemals eine großartigere Aussicht.“³⁾ Daß es dann anders kam, führt Ranke auf das Hereinwirken „äußerer Mächte“ nach Deutschland zurück. Diese „äußeren Mächte“ (Papst, Kaiser) fanden auf deutschem Boden Kräfte, die sich für Gegenwirkungen zur Verfügung stellten (vor allem Bayern!). So beschreibt Ranke in einem berühmten Kapitel den „Ursprung der Spaltung in der Nation“. Und er kommt zu der Feststellung: „Eben damit aber riß man sich von der großen, freien Entwicklung los, in der die deutsche Nation begriffen war ... Es ist unleugbar, daß eben darin der Ursprung unserer Spaltung liegt.“ Die Unhaltbarkeit dieser Interpretation deutscher Geschichte hat schon vor 50 Jahren der wohl beste Kenner des Rankeschen Werkes, der Münchner Historiker Paul Joachimsen, mit guten Gründen nachgewiesen. Die von Luther ausgehende Bewegung war schon vor 1524 auf zahlreiche und tiefe Widerstände in Deutschland selbst gestoßen. Der innerdeutsche Eskalationsprozeß, den Luther ausgelöst hatte, war nicht mehr aufzuhalten. Wir sollten der Tatsache ins Auge sehen, daß die heutige Reformationsforschung keinen Raum für derartige rück-

³⁾ Leopold v. *Ranke*, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, hist.-kritische Ausgabe, ed. Paul *Joachimsen*, Bd. 2 (München 1926) 113 ff. – Zur Kritik siehe Paul *Joachimsen*, Die Reformation als Epoche der deutschen Geschichte (München 1951) 122 f.

wärtsgewandte Visionen einer reformatorischen Einheit der deutschen Nation läßt.

Damit kommen wir zur *dritten Markierung*, die uns im folgenden begleiten soll. Sie gilt den ökumenischen Gesichtspunkten unseres Themas. 1863 hat der Münchner katholische Kirchenhistoriker Döllinger das deutsche Schicksal der kirchlichen Spaltung als eine Aufforderung zu künftiger Versöhnung gedeutet:

„Uns allein unter allen Völkern ist das Geschick widerfahren, daß das scharfe Eisen der Kirchentrennung mitten durch uns hindurchgegangen ist. Deutsche Theologen sind es gewesen, welche die Spaltung begonnen, so hat denn auch die deutsche Theologie den Beruf, die getrennten Konfessionen einmal wieder in höherer Einheit zu versöhnen.“⁴⁾

Für uns ist die damalige Hoffnung auf eine führende ökumenische Leistung gerade der deutschen Theologen zwar durch einige Schatten gedämpft, zunächst schon durch den tragischen Umstand, daß Döllinger selbst sich 1870 durch das Unfehlbarkeitsdogma des ersten Vatikanischen Konzils von der bisherigen Gemeinsamkeit der römisch-katholischen Kirche getrennt fühlte. Doch wird man desto lieber die Aussagen des Ökumenismusdekrets des Zweiten Vaticanums festhalten, wo die Hoffnung geäußert wird, „daß bei allen ökumenischer Sinn und gegenseitige Achtung allmählich wachsen“.⁵⁾ Und gewiß bleibt für die historische Betrachtung jener Epoche, als an der Frage der rechten Reform der Kirche zuerst in Deutschland die überkommene Form christlicher Einheit zerbrach, die Offenheit der damals entstandenen konfessionellen Strukturen auf künftige Entwicklungen hin von großer Bedeutung.

Mit dem Stichwort „Ökumenismus“ soll jedoch noch etwas anderes gemeint sein. Man kann wohl davon ausgehen, daß wir heute – Christen und Nichtchristen – das Heil weniger als zu Döllingers Zeiten von einer wissenschaftlichen Theologie dieser oder jener Prägung, sondern eher von einer Neuvermittlung authentischer menschlicher Erfahrungen erwarten. Wir lassen uns also anregen

⁴⁾ Johann Joseph Ignaz v. *Döllinger*, *Kleinere Schriften* (Stuttgart 1890) 177 ff. Zu Döllingers Lutherbild vgl. Werner *Beyna*, *Das moderne katholische Lutherbild* (Essen 1969) 15 ff.

⁵⁾ „Spes nobis est fore ut in omnibus sensus oecumenicus et mutua aestimatio paulatim crescant;“ LThK 13 (Freiburg 1967) 110/111.

von einer heutigen, umfassenderen Reflexion des religiös-personalen Lebensbereiches, die die Grenzpfosten kirchlich-konfessioneller Glaubensformen von heute und von damals relativiert.

Damit ist bereits die Anknüpfung für eine *vierte und letzte Markierung* gegeben, die in den heute vieldiskutierten Bereich einer historischen Anthropologie führt. Es geht bei alledem auch um eine rückblickende Analyse des anthropologischen Wandels, d.h. des Wandels menschlicher Verhaltensweisen und Sinnbezüge. Zunächst erscheint dieser Bereich überaus subtil und eher einer dichterischen oder philosophischen Intuition zugänglich als der Schärfe der geschichtswissenschaftlichen Methode. Doch gibt es gewiß auch hier Möglichkeiten und Ansätze, auf festem Boden weiterzukommen. Ein Ansatz dürfte darin liegen, die Universalität des anthropologischen Wandels in konkrete Felder einzugrenzen: d.h. auch innerhalb der europäischen Wandlungen des Menschentums nach deutschen Spezifika dort und damals zu suchen. Läßt sich bei einer solchen Konkretisierung anthropologischer Fragen der Rückfall in alte Kategorien wie „Volksseele“ oder „Nationalgeist“ vermeiden? Ich meine, er läßt sich vermeiden, wenn der europäische und der gesamt menschliche Vergleich festgehalten wird. Dazu tritt eine andere, ebenso wichtige Bedingung: es müssen bei einer nationalgeschichtlichen Anwendung anthropologischer Fragen mit den nationalen Merkmalen auch die Merkmale sozialer Zugehörigkeit und kultureller Artikulation sorgfältig berücksichtigt werden. Wie neuartig und schwierig solche Aufgaben sind, weiß jeder, der sich auf diesem Felde bemüht.

Mit den Hinweisen auf diese Markierungen schließe ich die einleitenden Erläuterungen ab. Es folgen nun Bilder und Reflexionen zum Thema, die sich in zwei zeitliche Gruppen ordnen:

Zunächst Bilder und Reflexionen aus dem vorreformatorischen Leben, also aus der deutschen Geschichte von etwa 1490 bis 1517, dann aus der frühreformatorischen Zeit, von 1518 bis etwa 1524. Ein Schlußabschnitt gilt dem abwägenden Bedenken von Gelingen und Scheitern.

Was heißt zu Beginn des 16. Jahrhunderts Deutschland? Ich skizziere eine zeitgenössische Antwort – „dies ist Deutschland!“ – am Beispiel des fränkischen Humanisten Johannes Cochlaeus. Als Rektor der Nürnberger Lateinschule bei St. Lorenz publizierte er

1512 eine „Kurze Beschreibung Deutschlands“⁶⁾). Er läßt sich bei dieser ersten landeskundlichen Arbeit über Deutschland von der antiken Geographie wie von den nationalbewußten Landesbeschreibungen italienischer Humanisten anregen, fügt dem Druck auch die berühmte Reisekarte Deutschlands bei, die der Nürnberger Erhard Etzlaub entworfen hatte. So begegnen wir bei Cochlaeus wie bei so vielen seiner deutschen gelehrten Zeitgenossen jener grundlegenden Verbindung von antik-humanistischer Bildung, neuer empirischer Forschung und gewaltigem Nationalstolz; für die Unbesiegbarkeit der alten Germanen bezieht er sich auf die antiken Zeugnisse, für die ‚Translatio Imperii‘ von den Griechen zu den Deutschen auf die mittelalterliche Kaisergeschichte seit Karl dem Großen.

Wie beschreibt Cochlaeus die Grenzen des deutschen Volkes? Man sieht, daß sich dabei in einer überaus aufschlußreichen Weise sprachlich-ethnische und reichsrechtliche Kriterien mischen. Deutschland ist für Cochlaeus das ausgedehnteste Gebiet Europas. Es wird im Süden von Italien und Dalmatien eingeschlossen, im Osten von Ungarn und Polen, im Norden von Ostsee und Atlantik, im Westen von Frankreich begrenzt. Im Süden erwähnt er Trient als Grenze, „wo die Einwohner sowohl die italienische wie die deutsche Sprache gebrauchen“⁷⁾). Die Schweizer rechnet er ganz zu Deutschland, wenn er auch ihre eigene Staatlichkeit betont. Das Elsaß zählt selbstverständlich zu Deutschland, Lothringen und Luxemburg werden als französisch sprechend bezeichnet; Metz wird ausdrücklich als Reichsstadt erwähnt, teils von Deutschen, teils von Franzosen bewohnt: „die gemeinsame Grenze von Deutschland und Frankreich“⁸⁾). Savoyen und die Freigrafschaft Burgund, obwohl Reichsstände, bleiben außer Betracht. Die Gesamtheit des niederländischen Länderkomplexes nimmt eine Sonderstellung ein. Einerseits werden die Niederlande, bis zu Flandern hin, ausführlich behandelt und ausdrücklich miteinbezogen; Flandern nennt Cochlaeus „den äußersten Landstrich Deutschlands, den Franzosen nach Lage und Sitten sehr nahe“⁹⁾). Andererseits werden die Niederlande von Deutschland unterschieden. Im Norden wird, entsprechend dem

⁶⁾ Johannes *Cochlaeus*, *Brevis Germanie Descriptio* (1512), mit der Deutschlandkarte des Erhard Etzlaub von 1501. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Karl *Langosch* (Darmstadt 1976).

⁷⁾ Ebd. S. 98.

⁸⁾ Ebd. S. 160.

⁹⁾ Ebd. S. 152.

Reichsrecht, Holstein dazugerechnet. Schleswig steht unter der Herrschaft des Dänenkönigs; dort und weiter nördlich herrscht – so Cochlaeus – ein verdorbenes Deutsch. Das Ordensland Preußen wird eingehend und mit einem antipolnischen Akzent behandelt, Danzig als Handelsplatz gerühmt, „jetzt aber ist es ihnen (dem Orden) von den Polen entrissen worden“¹⁰⁾. Bei Livland, das zwischen Rußland und den „Massageten“ und Skythen beschrieben wird, ist von einer Reichzugehörigkeit nicht die Rede; es wird aber die deutsche Kolonisierung und Christianisierung erwähnt: „das entlegenste Gebiet der Deutschen und der Christen zugleich“¹¹⁾.

Schlesien kennzeichnet Cochlaeus in sprachlicher Hinsicht richtig; der größere Teil der Bevölkerung spricht deutsch, jenseits der Oder wird auch polnisch gesprochen. Die östlichen Streusiedlungen erwähnt er im Falle von Krakau – „sehr viele Deutsche, die dort angesehen sind als die Polen, in der Wissenschaft ... wie im Rat und in der Kaufmannschaft“¹²⁾ – und in Siebenbürgen. Böhmen gilt ihm als einstmals deutschsprachig; über die gegenwärtigen Bewohner äußert er sich, auf der Linie der antihussitischen Tradition, recht unfreundlich. Die von Kärnten und Steiermark weiter nach Osten siedelnden slawischen Bevölkerungsgruppen ordnet Cochlaeus staatsrechtlich richtig ein: sie sind „teils dem römischen Reich, teils dem König von Ungarn und teils den Türken und Venetianern untertan“¹³⁾.

Überblickt man das Ganze der Grenzdefinitionen bei Cochlaeus, so ist doch ein Vorwiegen des sprachlich-ethnischen Maßstabs gegenüber der reichsrechtlichen Zugehörigkeit festzustellen, mit einer erheblichen nationalen Sensibilisierung gegenüber dem tschechischen und polnischen Volkstum im Osten. In den meisten Fällen zieht Cochlaeus die Grenze Deutschlands enger als die des Reiches, nur im Falle Preußens greift er, ohne es zu sagen, über die Reichsgrenze hinaus. Insgesamt sieht man bei Cochlaeus – wie bei vielen Zeitgenossen – das Nebeneinander eines jüngeren, nationalen Begriffs von Deutschland, der sich auf eine vom italienischen Humanismus angeregte Vorstellung von Sprach- und Kulturgemeinschaft stützt, mit einem fortwirkenden älteren Reichsbewußtsein,

¹⁰⁾ Ebd. S. 132.

¹¹⁾ Ebd. S. 122.

¹²⁾ Ebd. S. 120.

¹³⁾ Ebd. S. 102f.

das vom mittelalterlichen Universalismus her eine übernationale Aufgabe der Deutschen und des ihnen übertragenen Kaisertums festhält. Das jüngere Nationalgefühl deckt sich nicht voll mit dem älteren Reichsbewußtsein; dieses aber kann seinerseits von der neuen nationalen Sensibilisierung der Deutschen neue expansive Impulse erhalten, insbesondere was die alten Reichsrechte in Italien betrifft.

Was nun die deutsche Sprache zu Beginn der Neuzeit angeht, so muß ich mich für dies unendlich interessante Gebiet, das wir „Normalhistoriker“ meist vernachlässigen, auf ganz kurze Hinweise beschränken, wobei die Gesamtproblematik der durch das Latein gegebenen und durch den Humanismus nochmals verstärkten Zweisprachigkeit außer Betracht bleibt. Luther, der mit seiner gewaltigen Sprachleistung mitten in der Entwicklung zu einer einheitlichen deutschen Sprache steht, hat sich selbst deutlich über den Vorgang und über seine besonderen Voraussetzungen geäußert:

„Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. ... darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian, und Kurfürst Friedrich, Hertzog zu Sachsen, haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen.“¹⁴⁾

Verfolgt man diese Hinweise Luthers für die Sprachsituation vor seinem Auftreten, so trifft man in der Tat auf zwei Zentren sprachlicher Modernisierung und Normierung: im Südosten und im Mittelostdeutschen; ihr Ausgleich im Sinne einer bleibenden Dominanz von Luthers sächsischem Sprachgebrauch entschied sich erst mit dem Sieg der Reformation. Dies veranlaßte bekanntlich Jakob Grimm zu dem Ausspruch, unsere Schriftsprache sei zunächst „ein protestantischer Dialekt“ gewesen. – Auszugehen ist von der Tatsache, daß das Bestehen einer im Südosten zentrierten Gemeinsprache erstmals 1464 durch die Bezeichnung „das gemeine Deutsch“ für die unter dem Einfluß der kaiserlichen Kanzlei stehende Sprache in Österreich signalisiert wird¹⁵⁾. Diese oberdeutsche Kanzleisprache erfährt im Umkreis Maximilians I. eine bewußte Förderung; sie gewinnt überregionale Bedeutung, wirkt nicht nur auf andere Kanz-

¹⁴⁾ WA Tischreden, Bd. 1, (1912) 524; vgl. ebd. Bd. 2 (1913) 639f.

¹⁵⁾ Siehe A. Bach, Geschichte der deutschen Sprache (Heidelberg 1970) 250ff.

leien, sondern auch auf die süddeutschen Druckersprachen. Der Buchdruck Nürnbergs und Augsburgs, damit zusammenhängend eine Fülle literarischer Werke, mündet in die Vereinheitlichungstendenzen maximilianeischer Gemeinsprache, die auch weit nach Westen ausstrahlt. Auf der anderen Seite hatte die Sprache der kursächsischen Kanzlei schon vor 1490 eine feste Ausbildung erfahren; die „Meißnische Sprach“ erfreute sich hohen Ansehens. Die Annäherung an die süddeutsche Gruppierung wurde, wie Luther richtig bemerkte, von Sachsen her bewußt angestrebt. Dabei hat offenbar der Einfluß Sachsens auf die Kanzlei des Mainzer Kurfürsten, des Erzkanzlers des Reiches, erhebliches Gewicht besessen. Gerade im Zeitalter der Reichsreform hat die normierende sprachliche Kraft der jetzt erstmals in Mainz gedruckten Reichstagsbeschlüsse viel bedeutet. In der sprachpolitischen Perspektive wird auch verständlich, was nach Maximilians Tod 1519 geschah. Der Siegeszug von Luthers Deutsch hatte nicht nur reformatorische, sondern auch kulturpolitische Dimensionen. Nach dem Tode Kaiser Maximilians I. brach die Kontinuität einer zentralen, politisch und sprachlich wirkenden Hofkultur in Deutschland ab. Das Vakuum wurde weder von Karl V. noch von Ferdinand gefüllt, sondern von Luther. Daß dann freilich im weiteren Verlauf die konfessionelle Spaltung Deutschlands auch neue Sprach- und Kulturdifferenzen brachte, gehört zu den wesentlichen Zügen der Epoche.

Im Aufstieg des deutschen Nationalbewußtseins wie in der Herstellung ganz neuer, höchst dynamischer Kommunikationsformen, die wohl erstmals in der Weltgeschichte einen Massenkonsens mittels technischer Standardisierung ermöglichten, kam der Erfindung des Buchdrucks eine kaum zu überschätzende Bedeutung zu. Für uns stellt sich heute die aktuelle Frage nach der Entstehung der modernen, wissenschaftlich-technischen Zivilisation, ihrer Begleitumstände und ihrer Folgen. Es wäre von größtem Interesse, in einem solchen Fragehorizont die deutsche Gesellschaft des 16. Jahrhunderts, die vom Buchdruck bis zum Bergbau und zur Metallurgie damals an der Spitze des technischen Fortschritts stand, systematisch zu untersuchen. Wir beschränken uns auf eben dies einzelne Beispiel des Buchdrucks, der zunächst als „deutsche Kunst“ schlechthin galt und in der Tat aus spezifisch deutschen Bedingungen des Spätmittelalters entstand: in der Kultur und Sozialstruktur der deutschen Stadt des 15. Jahrhunderts war die traditionelle Schranke zwischen den Trägern der literarischen Bildung einerseits

und den sozial meist tieferstehenden Schichten, die über die handwerklich-technischen Fähigkeiten verfügten, so niedrig geworden, daß der innovatorische Funke überspringen konnte. Der nationale Stolz auf die deutsche Erfindung der „Kunst der Künste, der Wissenschaft der Wissenschaften“ begegnet auf Schritt und Tritt. Er wird zunächst ganz ungebrochen im universalen Bezugsfeld von Bildung und Christentum formuliert. So schreibt der fromme Humanist Jakob Wimpheling 1507 in einem Rückblick auf das erste Halbjahrhundert der Druckergeschichte:

„Auf keine Erfindung oder Geistesfrucht können wir Deutsche so stolz sein als auf die des Buchdruckes, die uns zu neuen geistigen Trägern der Lehren des Christentums, aller göttlichen und irdischen Wissenschaft und dadurch zu Wohltätern der ganzen Menschheit erhoben hat. Welch' ein anderes Leben regt sich jetzt in allen Klassen des Volkes, und wer wollte nicht dankbar der ersten Begründer und Förderer dieser Kunst gedenken ...“¹⁶⁾

Und ähnlich hieß es schon 1460 in dem Impressum eines anonymen, vermutlich auf Gutenberg selbst zurückgehenden Mainzer Druckes: „Unter dem Beistand des Allerhöchsten, durch dessen Willen die Zungen der Unmündigen beredt werden und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weisen verheimlicht, ist dieses vortreffliche Buch *Catholicon* [= ein lateinisches Nachschlagewerk für den Schulunterricht] gedruckt und vollendet worden ohne Hilfe von Schilfrohr, Griffel oder Feder, sondern durch das wunderbare Übereinstimmen, durch Proportion und Harmonie von Matrizen und Typen – im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1460 in der schönen Stadt Mainz der berühmten deutschen Nation, welche Gottes Güte mit so hohem Licht des Geistes und durch ein so freigebiges Geschenk vor den anderen Völkern der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen gewürdigt hat.“¹⁷⁾

Bei Gutenberg wie bei Wimpheling greifen nationaler Stolz und universales, christliches Leistungsbewußtsein anscheinend konfliktfrei ineinander. Zu beachten ist jedoch in beiden Fällen das, was man den antihierarchischen Akzent im Lobpreis des Buchdrucks nennen könnte: bei Wimpheling ganz unpolemisch in der

¹⁶⁾ Nach Johannes *Janssen*, *Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters*, Bd. 1 (Freiburg¹³ 1887) 9.

¹⁷⁾ Lateinischer Text mit Übersetzung bei Hedwig *Heger*, *Spätmittelalter, Humanismus, Reformation. Texte und Zeugnisse*, Bd. 1 (*Die Deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse*, Bd. 2, 1; München 1975) 373.

Freude an der Ausbreitung christlicher Bildung in die Massen des Volkes, bei Gutenberg wohl schon deutlicher zugespitzt im Sinne der von Gott begünstigten Laien-Leistung.

Im Tableau des vorreformatorischen Deutschland darf gewiß der gewaltige Komplex kirchlichen Lebens in seinem aus Dunkel und Hell sosehr gemischten Zustand nicht fehlen¹⁸⁾. Für diesen Vortrag habe ich mir lang überlegt, welchen Ausschnitt ich Ihnen paradigmatisch auswählen soll. Es wäre naheliegend, die Frömmigkeit der Zeit in ihrer Mischung aus inniger, individueller Tiefe und grober Verdinglichung vorzuführen, oder auch die bewegenden Ärgernisse im Bereich von Zölibat oder Ablaßwesen, bis hin zu dem kleinsten gemeinsamen Nenner, wo nämlich Ablaßprediger ihren Damen den Liebeslohn nicht in bar, sondern in Ablaßbriefen bezahlten¹⁹⁾.

Statt dessen wenden wir uns einem spröderen, aber strukturge-schichtlich eminent wichtigen Bereich zu: die Bischöfe in Deutschland. Das Problem der Distanz zwischen hohem und niederem Klerus und der Verweltlichung der Bischöfe wurde in Deutschland weit über den europäischen Durchschnitt hinaus verschärft durch die verfassungsrechtliche Sonderstellung der meisten Bischöfe und vieler Äbte als Reichsfürsten mit weltlichem Herrschaftsgebiet. Es kam konflikterschwerend hinzu, daß ja die Verfassung des Reiches aufs engste mit dieser weltlich-geistlichen Zwitterstellung der deutschen Bischöfe verkoppelt war. Ohne die geistlichen Kurfürsten und Fürsten konnte die Reichsverfassung, zumindest in ihrer jahrhundertalten Form, nicht bestehen. Auf diesen reformwidrigen Tatbestand traf nicht erst Luthers Kritik.

Der fromme Nicolaus von Cues hatte zur Zeit der Konzilsbewegung eine scharfe Kritik an dem geistlichen Fürstentum in sein Reformprogramm eingebaut: „Die Bischöfe in ihrer Sucht nach weltlichen Ehren haben jetzt einen so rasenden Hunger nach Gütern, die den Kirchen gegeben sind, daß sie nach ihrer Erwählung erst das recht eigentlich betreiben, wonach sie vorher schon strebten: alle ihre Sorge gilt dem weltlichen Gut, keine dem geistlichen

¹⁸⁾ Gute Übersicht über Problemlage und Diskussionsstand jetzt bei Erich Meuthen, *Das fünfzehnte Jahrhundert* (Oldenbourg Grundriß der Geschichte 9, München 1980) 74 ff., 147 ff.

¹⁹⁾ Siehe die *Denkschrift des Johann Eck von 1523* in: *Acta Reformationis Catholicae ...* ed. Georg Pfeilschifter, Bd. I (Regensburg 1959) 110.

Amt.“²⁰⁾ Der Cusaner sah richtig, daß eine kirchliche Besserung in Deutschland nur im Rahmen einer Reform der Reichsverfassung möglich war; er rief damals Kaiser und Konzil zur gemeinsamen Tat auf. Das war nun lange vorbei, die Konzilsbewegung hatte keine Lösung des Problems der adeligen Reichskirche gebracht. Und trotz einzelner reformfreundlicher Bischöfe waren die strukturellen Hemmnisse für eine Verwirklichung des Ideals vom „*pastor bonus*“ im Bereich der deutschen Bischofsorganisation seither durch die fortschreitende Territorialisierung noch stärker geworden. War die Lage aussichtslos?

Der Elsässer Franziskanerprediger Johannes Pauli schrieb 1518/19 ein derb-moralisches, höchst volkstümliches Erbauungsbuch „*Schimpf und Ernst*“. Es stellt in seiner zupackenden Drastik eine Fundgrube für die Kenntnis damaligen Kirchen- und Volkslebens dar und hinterläßt beim Leser eine Ahnung davon, was in der konfessionellen Folgezeit unter dem zunehmenden Prüderiedruck an pädagogischer und theologischer Unbefangenheit verloren ging. Dort steht die Geschichte vom Bauern und vom Bischof von Würzburg:

Es ritt ein Bischof über Feld mit vierzig Pferden, der sah einen Bauern, der ließ den Pflug stehen, lehnt sich auf ein Stecken und sah den Reitern zu. Der Bischof ritt zu ihm und sprach: Lieber, sag mir die Wahrheit, was hast du gedacht, da du mich mit meinem Zug sahest reiten? Der Bauer sprach: Herr, ich hab gedacht, ob Sankt Kilian zu Würzburg auch sei also geritten mit vierzig Pferden. Der Bischof der sprach: ich bin nit allein ein Bischof, sondern auch ein weltlicher Fürst. Jetzt siehst du ein weltlichen Fürsten; willst du ein Bischof sehen, so komm am Marienfest nach Würzburg, so wirst du ihn sehen. Da fing der Bauer an zu lachen. Der Bischof sprach: was lacht er? Der Bauer sprach: Wann der Fürst des Teufels wird – was tut der Bischof darzu? Da ritt der Bischof von ihm und hätt sein genug²¹⁾.

Solche Histörchen sind hintergründig. Der ungebildete Bauer ist der eigentliche Christ, der die Schutzreden des Bischofs mit ei-

²⁰⁾ Übersetzung nach Paul *Joachimsen*, Der deutsche Staatsgedanke von seinen Anfängen bis auf Leibnitz und Friedrich den Großen (München 1921) 5 = *Concordantia Catholica* III, 29.

²¹⁾ Johannes *Pauli*, *Schimpf und Ernst*. Neudruck in: Vierhundert Schwänke des 16. Jahrhunderts. (Deutsche Nationalliteratur Bd. 24, Berlin 1888) 107. Vgl. Robert G. *Warnock*, Die Predigten Johannes Paulis (München 1970).

nem Lachen entlarvt. (Das brauchte nicht erst die reformatorische Polemik zu entdecken.) Die Parteinahme des Franziskaners ist klar. Aber ganz unklar ist, wie es weitergehen sollte. Denn was der Bischof tun sollte, um nicht mit dem Fürsten des Teufels zu werden, sagt ihm der Bauer nicht. Wir haben hier ein Beispiel der im Mittelalter selbstverständlichen moralischen Kritik an kirchlichen Zuständen. Luther wird dagegen rasch zu einer Systemkritik übergehen – das war etwas wesentlich anderes und Neues. Für den weiteren Verlauf wurde wichtig, daß gerade in Deutschland vom 15. Jahrhundert her ein offizielles Programm antirömischer Beschwerden und kirchlicher Reformvorschläge vorlag, die „Gravamina der deutschen Nation gegen den apostolischen Stuhl“. Dies Programm berührte sich in manchem mit der humanistischen Romkritik und mit den in Deutschland populären antirömischen Stimmungen, aber es war keineswegs systemkritisch. Erst Luther hat dies Programm von neuen theologischen Positionen her in einer Weise radikalisiert, die nun das mittelalterliche System der deutschen Kirche sprengte.

Der nächste, der letzte Schritt im vorreformatorischen Deutschland führt uns zu Kaiser und Reich. Der Kaiser hieß Maximilian I. Er baute Innsbruck zu einer Verwaltungszentrale und Residenz modernen Zuschnitts aus, begann eine weitreichende finanzielle Zusammenarbeit mit dem oberdeutschen Großkapital, ließ sich auch von den deutschen Humanisten als Inbegriff nationaler Hoffnungen feiern²²).

Aber in der zentralen Verfassungsfrage des Reiches sah es anders aus. Hier hatten sich die Stände seit der Zeit Friedrichs III. zu einem Corpus vereinigt, das dem Reichsoberhaupt so oder so kaum

²²) Das umfassende Werk von Heinrich *Wiesflecker*, *Kaiser Maximilian I.*, bisher 3 Bde. (Wien 1971/77) bietet eine faktenreiche Information. Für die problemgeschichtliche, insbesondere die verfassungsgeschichtliche Erörterung der Aetas Maximilianeæ verdanke ich viel den Arbeiten von Peter *Moraw* und Heinz *Angermeier*, siehe die beiden Aufsätze des letzteren: Die Reichsregimenter und ihre Staatsidee, in: *HZ* 211 (1970) 265 ff.; Bayern und der Reichstag von 1495, in: *HZ* 224 (1977) 580 ff. Besonders habe ich H. *Angermeier* dafür zu danken, daß er mir die Umbruchkorrektur der von ihm bearbeiteten, demnächst erscheinenden Edition der Akten des Wormser Reichstages 1495 zugänglich machte. – Das oben folgende Zitat stammt aus Peter *Moraw*, Versuch über die Entstehung des Reichstags, in: *Politische Ordnungen und soziale Kräfte im Alten Reich*, ed. Hermann *Weber* (Wiesbaden 1980) 28. Vom gleichen Verfasser vgl. auch: Fragen der deutschen Verfassungsgeschichte im späten Mittelalter, in: *ZHF* 4 (1977) 59 ff.

mehr Platz bot. Maximilian „stand selbst außerhalb dieses Corpus“ (P. Moraw) und blieb dort, auch wenn er die zeitweilige Fesselung seiner außen- und reichspolitischen Bewegungsfreiheit (durch das Reichsregiment 1500/1502) rasch abstreifen und seit 1504/5 im Reich starken politischen Einfluß gewinnen konnte. Das institutionelle Nebeneinander von ständischem Corpus und Kaiser wurde nicht mehr eigentlich rückgängig gemacht. Es wurde verstärkt durch die Grenzlage der habsburgischen Hausmacht und vor allem durch das zunehmende Übergewicht der außerdeutschen Perspektiven in Maximilians Vorstellungswelt und Politik: Sicherung der Erbverträge mit Böhmen und Ungarn, Sicherung der habsburgischen Sukzession in den spanischen Königreichen und damit in Neapel und Sizilien, wechselnde Konstellationen im Ringen um Italien, um die niederländische und englische Politik und im Verhältnis zu Frankreich. Frankreich – das war das Gegenbild: hier herrschte dynastisch-staatliche Konzentration; denn im maximilianischen Reich gelang es niemals, das Interesse der Stände an der Sicherung der Reichsrechte in Italien und im Westen mit den europäisch-dynastischen Interessen Habsburgs wirkungsvoll zur Deckung zu bringen. Je lautstärker Maximilian an das deutsche Ehrgefühl der Stände appellierte, um ihre Geld- und Waffenhilfe zu erhalten, desto mißtrauischer zogen sich die Stände auf ihre innerdeutschen Anliegen zurück.

Bei alledem richteten sich immer von neuem Hoffnungen und Prophezeiungen einer besseren deutschen Zukunft an Maximilian. Das aufsteigende Selbstbewußtsein der Deutschen kam dem Kaiser auf vielen Wegen entgegen. Der Tübinger Humanist Heinrich Bebel feierte den Kaiser: „Gott hat dich uns geschenkt, erhabener Herrscher Maximilian, unter dessen Führung unsere herrlichen deutschen Taten, nachdem sie lange Schmutz und Rost bedeckt hat, in neuem Glanz erstrahlen werden.“²³). Aus der Begegnung des Kaisers mit den Humanisten und den Künstlern seiner Zeit entstanden jene druckgraphischen Prachtwerke, die ihresgleichen in der Kunst der ganzen Welt nicht haben. Dürer, Burgkmaier und die besten Kupferstecher und Holzschnneider Deutschlands wirkten zusammen zum Ruhm der Taten des Kaisers.

So stand Maximilian doch immer wieder im Mittelpunkt deutscher Hoffnungen. Dieser Tatbestand deckt sich keineswegs mit

²³) Siehe Peter *Diederichs*, Kaiser Maximilian I. als politischer Publizist (Diss. Heidelberg 1931) 86.

dem verfassungsrechtlichen Befund. Er reicht auch weit über die humanistische und höfische Gelehrsamkeit hinaus. Volkstümliche Prophezeiungen gelten dem Herrscher: „Ich hab gelesen vor viel Jahren, ain König soll werden geboren, sollte machen ein Reformation ...“ Das sind die alten Sagen und Geschichten vom Kaiser der Endzeit: er wird die Franzosen besiegen und die Weltherrschaft erlangen – der Adler vom Felsengebirge, der auch die Hagia Sophia zu Konstantinopel und das Heilige Land befreit. Die Nöte und Spannungen einer Gesellschaft im Übergang werden auf den Herrscher projiziert. In der Tat spiegeln sich in der Politik und Person Maximilians viele Züge seiner Zeit: ein leutseliger Freund der Städte und zugleich ein harter und verschlagener Verfechter aller Vorrechte von Geburt und Dynastie, Vater der Landsknechte und letzter Ritter, politischer Phantast und zielstrebigem Rechner, ein wacher Kritiker kirchlicher und römischer Mißbräuche und zugleich ein devoter Beter im Heiligen- und Reliquienkranz des Spätmittelalters – so spiegeln sich in Maximilian die Gegensätze einer ganzen Epoche deutschen Lebens. Die deutschen Hoffnungen hat er alle enttäuscht. Er hat keine der Fragen deutscher Staatlichkeit gelöst, nur die Größe seiner Dynastie vorbereitet. Wenn er dennoch als Symbolfigur eines noch unzerrissenen deutschen Lebens weiter wirkte, so wohl vor allem durch den Kontrast zu der folgenden Konfliktwelt im Zeichen der Reformation und Karls V.

Die zweite Gruppe von Bildern und Reflexionen führt uns in die Jahre 1518 bis 1524, wo die deutsche Geschichte in ein sich überstürzendes Gefälle von Konflikten und Entscheidungsprozessen gerät. Morgenröte der Reformation, Sturmjahre der Reformation – so hat man von dieser Zeit mit Emphase gesprochen. In der Tat begegnen wir hier sogleich der prophetischen Gestalt und Wirkung Martin Luthers. Als deutscher Held wurde der Reformator früher vielfach gefeiert. 1925 schrieb z. B. Gerhard Ritter eine Biographie in diesem Sinne: Luther erst hat „dem metaphysischen Wesen der Deutschen zum Selbstbewußtsein verholfen“. „Er half dem Sehnen der deutschen Seele zu seiner Erfüllung.“²⁴⁾ Man muß, um Gerhard Ritter nicht unrecht zu tun, die damalige deutsche Zeitstimmung in Rechnung setzen, die Lutherrenaissance der Weltkriegs- und Nach-

²⁴⁾ Gerhard Ritter, *Luther. Gestalt und Symbol* (München 1925) 151, 17. – Spätere Ausgaben sind überarbeitet.

weltkriegszeit, wo gegenüber den Ansprüchen und Siegen der Westmächte in Luther das maßgebende Vorbild deutschen Menschentums, die Sinnggebung für den deutschen Protestantismus und für das Deutschtum insgesamt gesucht wurde.

Davon sind wir heute weit entfernt. Die Universalität der religiösen Ideen und Taten Luthers und ihre menscheitsgeschichtliche Bedeutung stehen außer jedem Zweifel. Dennoch lohnt es sich für unser Thema, von dieser vorausgesetzten Universalität her dem Stellenwert des Deutschen, des Nationalen bei Luther und seinem Wandel neuerlich nachzufragen. Von den Deutschen und Deutschland ist in seinen theologischen Arbeiten bis 1518 nirgends ausdrücklich die Rede. Das deutsche Problemfeld ist freilich in den Ausarbeitungen und Vorlesungen des Wittenberger Professors unausgesetzt anwesend; es steckt schon in der Römerbriefvorlesung 1515/16 zwischen den Zeilen, es bildet den unausgesprochenen Hintergrund von Kirchenkritik und Reformdrängen. Luthers Vorstoß zu einer neuen Grundkonzeption von Glaube und Rechtfertigung ist nur zu verstehen aus der Universalität christlicher Verantwortung und aus der Individualität des denkenden, betenden und leidenden Ringens. Aber wie sehr das Medium der deutschen Gegenwart und der konkreten deutschen Kirchensituation mit ihrem mächtigen Antikurialismus und ihrem antirömischen Stolz in und auf Luther wirkte, zeigte sich alsbald, als der Ablassstreit und die folgenden Auseinandersetzungen ihn in die Mitte der deutschen Öffentlichkeit rückten. Der Weg Luthers in die unbeschränkte Öffentlichkeit des gedruckten Wortes führt zugleich von der Unausgesprochenheit des deutschen Hintergrundes zum ausgesprochenen Appell an die nationalen Kräfte und an den Stolz der Deutschen.

Dies zeigt sich schon 1518, als er die „Theologia Deutsch“, einen deutschsprachigen Text mystischer Frömmigkeit von 1430, mit einem herausfordernden Vorwort veröffentlichte. (Und es ist dabei zu bedenken, daß gewiß ein Großteil der lawinenartig anschwellenden Wirkung Luthers auf seinen unpolemischen, noch im spätmittelalterlichen Sinne *erbaulichen* Schriften beruhte, die nun im Fortgang seines Konfliktes mit Rom freilich in ein ganz neues, flammendes Licht getaucht sind.) In diesem Vorwort polemisiert Luther gegen die Schultheologie und beruft sich auf Paulus: durch den Mund „der unberedten und seugling“ hat Gott gesprochen. Und er wehrt sich gegen den Vorwurf der Gegner, daß sie – die Wittenberger – deutsche Theologen seien: „Ich dank Gott, daß ich in deutscher

Zunge meinen Gott also höre und finde, als ich und sie mit mir bisher nit gefunden haben, weder in lateinischer, griechischer noch hebräischer Zunge. Gott gebe, daß dieser Büchlein mehr an den Tag kommen, so werden wir finden, daß die deutschen Theologen on Zweifel die besten Theologen sein. Amen.“²⁵⁾

Doch darf man diesen Weg Luthers von der universalen Ausformung seiner theologisch-kirchlichen Gedanken zu einem nationalen Feld der Verwirklichung nicht zu einfach und zu geradlinig sehen. Noch in der bekannten Reformschrift von 1520 an den christlichen Adel deutscher Nation kann man die ursprüngliche Universalität des Ansatzes sehen, wenn er anstelle des von Rom usurpierten Einheitsprinzips der Christenheit eine romfreie Solidarität der christlichen Völker anzielt. Dies blieb jedoch zunächst ohne Folgen. Unmittelbar folgenreich wurde dagegen seit 1520 Luthers Aufruf an seine Landsleute, Rom den Gehorsam zu verweigern, im Papst den Antichrist zu sehen und in *Deutschland* die durch das römische System eingerissenen Schäden zu bessern: „Darum lasset uns aufwachen, liebe Deutsche, und Gott mehr fürchten als die Menschen, daß wir nit mitschuldig werden an allen armen Seelen, die so kläglich durch das schändlich, teuflisch Regiment der Römer verloren werden.“²⁶⁾ Und es ist von höchstem Interesse, zu verfolgen, wie aus diesem Prinzip des Nicht-Mitschuldig-Werdens sich rasch weiteste politische und nationale Konsequenzen ergeben: eine evangelische Obrigkeit darf in ihrem Bereich keinen „gotteslästerlichen“ Gottesdienst, also keine Enklaven des bisherigen katholischen Kultes, dulden. Nachdem auf dem Wormser Reichstag 1521 nach dem Papst auch der Kaiser in aller Schärfe Luther als Ketzer aus der Rechtsgemeinschaft ausgestoßen hatte, zeigte sich, daß eine zunehmende Gruppe deutscher regionaler Obrigkeiten, Fürsten und Städte, einen anderen Weg einschlugen und gegen Papst und Kaiser der reformatorischen Bewegung Schritt um Schritt ihre politische Unterstützung liehen. Luther hat offenbar auch noch nach Worms mit einem baldigen Sieg der neuen „grundguten“ Kirche in ganz Deutschland gerechnet. Seine Tätigkeit in Wittenberg ab 1522, die realiter nur den Aufbau einer sächsischen Landeskirche vorbereitete, war idealiter auf ganz Deutschland gerichtet: „Meinen Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich auch dienen.“ Luther sucht

²⁵⁾ WA I (1883) 378 f. – Das obige Zitat ist sprachlich modernisiert.

²⁶⁾ WA 6 (1888) 415; oben sprachlich modernisiert.

nicht das Seine, sondern „allein des ganzen deutschen Lands Glück und Heil“²⁷⁾.

Gewiß war Luther auf diesem Wege vom Universalen zum Nationalen nicht allein, doch er hat ihn maßgebend bestimmt. Ich breche hier ab, ohne näher entfalten zu können, was eine solche Begegnung prophetischer Theologie mit nationalen Hoffnungen an politischen und auch anthropologischen Wandlungen bedeutet hat. Neben diesen sehr tiefreichenden Fragen haben wir schließlich eine weitere Perspektive festzuhalten: So wie es nun gekommen war, wird die wesentliche Ausstrahlung der reformatorischen Impulse auf die außerdeutsche Welt eben durch das Medium deutschen Lebens hindurch erfolgen. Der weltgeschichtliche Prozeß der Reformation wird für eine Reihe von Jahren fast ausschließlich im deutschen Milieu arbeiten und davon geformt werden.

²⁷⁾ WA 15 (1899) 53, in der Schrift: An die RATHERREN aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen (1524). Für diese Jahre des Übergangs zu einer evangelischen „Konfessionskirche“ sind die außertheologischen und auch außerbiographischen Strukturbedingungen und Prozeßverläufe von größter und noch nicht hinlänglich erforschter Bedeutung. Die Sozialgeschichte der Entstehung von Konfessionskirchen ist noch zu schreiben. Und eine sorgfältige Analyse der Differenzierungsvorgänge in der europäischen Gesellschaft des Spätmittelalters und des 16. Jahrhunderts und ihrer Bedeutung für die Entstehung eines kirchlichen Pluralismus würde ohne Zweifel auch für die biographisch und kirchengeschichtlich ansetzenden Forschungen fruchtbare Rahmenzüge liefern können. Erst jüngst hat Wolfgang *Reinhard*, *Konfession und Konfessionalisierung in Europa*, in: *Bekenntnis und Geschichte. Die Confessio Augustana im historischen Zusammenhang*, ed. W. *Reinhard* (München 1981) 165ff. einen Vorstoß in systemtheoretischer Richtung gewagt. Ob die Modellvorstellungen von *Luhmann*, *Peter Berger*, *H. Mol*, an die Reinhard sich anschließt, eine geeignete Ausgangsbasis für solche Analysen darstellen, verdiente eine ausführliche Diskussion. Meine eigenen Ansätze in dem Problemkreis von gesellschaftlicher Evolution und Christentumsgeschichte, die im obigen Zusammenhang nicht expliziert wurden, orientieren sich weniger an den – vorwiegend statischen – Systemtheorien, als an dialektischen Prozeß- und Interaktionsmodellen. Siehe *H. Lutz*, *Normen und gesellschaftlicher Wandel zwischen Renaissance und Revolution – Differenzierung und Säkularisierung*, in: *Saeculum* 26 (1975) 166ff. und den Sammelband: *Historische Prozesse*, ed. *Karl-Georg Faber* und *Christian Meier* (dtv, München 1978). Einen besonders aufschlußreichen Bezugspunkt zwischen Sozialgeschichte und Kirchengeschichte bzw. Lutherbiographie bildet die Judenfrage in der Reformation; siehe *Johannes Brosseder*, *Luthers Stellung zu den Juden im Spiegel seiner Interpreten* (München 1972).

Das nächste Bild, das uns entgegentritt, ist das Bild Kaiser Karls V.²⁸⁾ Zwanzigjährig wird er im Oktober 1520 im Aachener Karls-Münster zum Oberhaupt des Reiches gekrönt. Im Wahlkampf von 1519 hatte die habsburgische Propaganda gegen seinen Wahlgegner, König Franz I. von Frankreich, mit dem Argument gearbeitet, Karl, der Enkel Maximilians, sei ein deutscher Fürst. Das war er nun gewiß nicht. Schwerer ist zu sagen, was er wirklich war. Als seine Muttersprache galt Französisch, er war inmitten der französisch geprägten Hofkultur in den Niederlanden aufgewachsen. Die spanische Krone fiel ihm dann durch Erbschaft zu, ohne daß er ein Wort Spanisch konnte. Erst in den 20er Jahren, als er länger in Spanien lebte und eine portugiesische Prinzessin heiratete, begann er in der dortigen Kultur und Sprache heimisch zu werden. Daß Karl von Spanien 1519 in Frankfurt durch alle deutschen Kurfürsten einstimmig zum Oberhaupt des Reiches gewählt worden war, hatte mehrere Gründe. Nicht nur die überlegene Finanzkraft des oberdeutschen Großkapitals hatte – durch höhere Wahlgelder für die Kurfürsten – gegen Frankreich entschieden. Es war der habsburgischen Propaganda auch gelungen, die deutschen nationalen Ressentiments gegen die „Welschen“ als Erbfeinde des Reiches zu mobilisieren und Karl als Schützer der deutschen Freiheit gegen die französische Unfreiheit darzustellen. Eine mächtige volkstümliche Sympathiewelle schlug dem jungen Herrscher entgegen, in dem man nun auch, aufgrund dieser Häufung von Kronen und Herrschaften, den künftigen Welt- und Friedenskaiser sah im Sinne alter und neuer Hoffnungen auf eine „*Monarchia Universalis*“: im neuen universalen Glanz der Kaiserkrone sollte der europäische Friede gesichert sein und die vereinigte Kraft der Christenheit gegen die türkische Bedrohung geführt werden. Im Rückblick sehen wir freilich, daß die Idee der Universalmonarchie nur zu nicht endenden Rivalitätskämpfen zwischen Habsburg und Frankreich führte und schließlich scheiterte.

Wie war die Stellung, in die das deutsche Volk durch Karls universales Kaisertum und den daraus folgenden andauernden Rivali-

²⁸⁾ Zum Stand der biographischen Forschung vgl. Heinrich Lutz, Karl V. – Biographische Probleme, in: Biographie und Geschichtswissenschaft, ed. Grete Klingenstein, Heinrich Lutz, Gerald Stourzh (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 6, Wien 1979) 151 ff. Für die politischen, dynastischen und verfassungsrechtlichen Aspekte siehe demnächst den Tagungsband: Das römisch-deutsche Reich im politischen System Karls V., ed. Heinrich Lutz und Elisabeth Müller-Luckner (München 1982).

tätskampfung des Kaisers mit Frankreich um die europäische Vorherrschaft geriet? Auf französischer Seite gab es eine starke nationale Identität von Dynastie und Volk gerade auch in der Wahrnehmung übernationaler Ansprüche (die Franz I. von Anfang an, ganz ähnlich wie Karl V., auf sein Banner geschrieben hatte). Ganz anders bei Habsburg, wo nach Burgund und Spanien die Deutschen erst an dritter Stelle kamen. Gerade jene „Aktienmehrheit“ im europäischen Staatensystem, auf die Karl V. seine Suprematiepolitik stützte, brachte die höchst problematische Sonder- und Randstellung mit sich, in die Deutschland als solches nun geriet. Vom Reich hatte Karl vor allem die Kaiserkrone gewollt, um Frankreich zu verdrängen, die habsburgische Hausmacht zu schützen und mit der Legitimität der Krone nicht nur Deutschland und Italien, sondern auch Europa und die Welt zu beherrschen. Wie wenig sich die anfänglich wohl vorhandene Loyalität der Deutschen gegenüber Karl V. sichern und politisch konstruktiv gestalten ließ, zeigte schon die erste Begegnung des jungen Kaisers mit Deutschland auf dem Wormser Reichstag 1521²⁹⁾.

Zunächst ging es um Verfassung und Politik, dann um Luther. Der unter Maximilian nicht entschiedene Kampf zwischen kaiserlicher Macht und fürstlicher Autonomie flammte sogleich wieder auf. Karl V. wollte eine Ausgestaltung der Reichsverfassung, die seine monarchische Autorität in moderner Weise stärkte, und er wollte dafür das Gewicht seiner außerdeutschen Macht einsetzen. Die Reichsstände wollten den föderativen Charakter der Reichsverfassung entscheidend verstärken; sie rechneten damit, daß die langfristige Abwesenheit des Kaisers vom Reich dem Ausbau ihrer Autonomie zugute kommen werde. Dahinter stand der drohende Krieg mit Frankreich, an dem die Reichsstände keinen Anteil wünschten, es sei denn, Reichsgebiet werde direkt angegriffen. Der Kaiser war und blieb 1521 ohne jede nähere Kenntnis der deutschen Dinge. Die kühl überlegene Politik seiner Minister sicherte ihm auf dem Reichstag in der Verfassungsfrage einen Kompromißerfolg, auch dadurch, daß nun sein jüngerer Bruder Ferdinand, der von Wien aus die österreichischen Erblande regierte, als Statthalter den Vorsitz des neu errichteten ‚Reichsregiments‘ übernahm. Damit war der eigentliche Kampf um die Reichsverfassung nur vertagt. Karl V. hat ihn

²⁹⁾ Sorgfältige Analysen bietet der Sammelband: Der Reichstag zu Worms von 1521. Reichspolitik und Luthersache, ed. Fritz Reuter (Worms 1971).

später, mit und ohne Waffengewalt, für sich zu entscheiden versucht. Daß er damit scheiterte, hing wesentlich mit der Ausbreitung und Wirkung der Reformation in Deutschland zusammen.

Luther trat bekanntlich in Worms 1521 Karl V. persönlich gegenüber: eine weltgeschichtliche Szene! Der Wittenberger Mönch, bereits vom Papst gebannt, verweigerte den Widerruf, zu dem ihn die ausgleichsinteressierten Reichsstände veranlassen wollten. Darauf war der Kaiser am Zug. Er gab vor den versammelten Ständen seine berühmte Erklärung ab, eigenhändig in französischer Sprache aufgezeichnet: „Ihr wißt, daß ich abstamme von den allerchristlichsten Kaisern der deutschen Nation, von den katholischen Königen Spaniens, den Erzherzögen von Österreich, den Herzögen von Burgund, die alle bis zum Tod getreue Söhne der römischen Kirche gewesen sind. Sie haben die heilige katholische Religion hinterlassen, in der ich lebe und sterbe ... Denn es ist sicher, daß ein einzelner Mönch irrt, wenn er gegen die Meinung der ganzen Christenheit steht, da sonst die Christenheit tausend Jahre oder mehr geirrt haben müßte. Deshalb bin ich entschlossen, in dieser Sache alle meine Königreiche und Herrschaften, Freunde, Leib und Gut, Leben und Seele einzusetzen.“³⁰)

Gegen die tiefdurchdachte Gewissensentscheidung Luthers stand der religiöse Traditionalismus des Monarchen. Dazu kam die Frage nach der Bereitschaft zur Last der Konsequenzen. Luther hat sein ganzes weiteres Leben unter diese Last gestellt. Dem Kaiser war es gewiß auch ernst mit seiner Erklärung. Aber er war eigentlich mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Er hätte es als absurd betrachtet, nun etwa auf den großen Krieg gegen Frankreich zu verzichten, statt dessen in Deutschland zu bleiben, sich um die Reform der deutschen Kirche zu kümmern und gegen das Umsichgreifen der Luther-Bewegung zu arbeiten. So ungleich lagen die Gewichte. Karl V. verließ das Reich für neun Jahre. Und so trennte sich der Weg des Kaisers von dem Weg Deutschlands, bevor auch nur eine Andeutung von Gemeinsamkeit zustande gekommen war.

Das dritte und letzte Bild ist facettenreich zusammengesetzt. Der gemeinsame Rahmen heißt: die Artikulation der kirchlich-politischen Gegensätze in Deutschland nach dem Reichstag 1521. Nun war es keineswegs so, daß der von Luther begonnene Kampf gegen

³⁰) Deutsche Reichstagsakten, Jüngere Reihe Bd. 2, ed. Adolf Wrede (Gotha 1896) 594 ff. Die obigen Zitate sind aus dem Französischen übersetzt.

die „gleißende“, falsche Kirche Roms und für die erneuerte, „grundgute“ Kirche Jesu Christi nur zu *einer*, klaren Scheidung der Geister geführt hätte: hier der Niedergang und die Verteidigung des Alten, dort der Aufbau des Neuen, wofür Luther in Wittenberg seit 1522 das Modell entwickelte³¹). Vielmehr wurde das Gesamtgefüge des deutschen Lebens kreuz und quer von immer neuen Brüchen zerrissen, wobei der große Bauernkrieg, auf den ich hier nicht mehr eingehe, nur die spektakulärste, aber wohl nicht die wichtigste Äußerung des allgemeinen Umbruchs war.

Auf der Seite der *Altgläubigen*, wie man nun zu sagen begann, herrschte um so größere Bitterkeit, als die von Deutschland an Rom gerichteten Reformforderungen zur Eindämmung des Luthertums Jahr um Jahr ergebnislos verhallten. Die innerdeutsche Gegenwehr reichte von Polizeimaßnahmen der regionalen Obrigkeiten über die Prozeßführung bischöflicher Gerichte bis zu den Versuchen wissenschaftlicher Apologie und volkstümlicher Gegenpropaganda. Der Elsässer Franziskaner Thomas Murner wandte sich im Volksliedton gegen die reformatorische Bewegung, die unter seinen Augen immer neue Anhänger bei Geistlichen und Laien gewann. Sein „neu Lied vom Untergang des christlichen Glaubens“³²) bleibt ein bewegendes Dokument:

„ ... Der Hirt der ist geschlagen,
Die Schäflin sein zerstreut,
Der Papst, der ist verjagen,
Kain Kron er mehr aufdrait ...
Die Meß, die soll nim[mer] gelten
Im Leben noch im Tod.
Die Sakrament sie schelten,
Die seien uns nit not ...
Der Apfel ist geworfen
Der Zwietracht, das ist wahr,
In Städten und in Dorfen ...

³¹) Für diese Jahre siehe jetzt Heinrich *Bornkamm*, Martin Luther in der Mitte seines Lebens. Das Jahrzehnt zwischen dem Wormser und dem Augsburger Reichstag. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Karin *Bornkamm* (Göttingen 1979).

³²) Deutsche Nationalliteratur, Bd. 17, 1 (Stuttgart 1890) LXII ff. Die Auswahlzitate aus dem 34 Strophen umfassenden Text sind sprachlich etwas modernisiert.

Die Mißbräuch, die sie klagen,
 Die lobt kein Ehrenmann
 Ich muß die Wahrheit sagen:
 Wir haben Schuld daran ...
 Ich red das als für mein Person
 Und mein, ich tu im Recht,
 Daß ich beim alten Glauben ston,
 die Neurung widerfecht.
 Und tu ich als ein redlich Mann,
 Dem man ein Schloß empfiehlt:
 So lang ich mich gewehren kann,
 Brauch ich das Schwert und Schild.“

Die vielfache Reaktionsunfähigkeit und die innere und äußere Schwäche der alten kirchlichen Institutionen – in Deutschland vor allem der Bischöfe – wuchs von Jahr zu Jahr. Damit wuchs aber auch der Umkreis jener Persönlichkeiten und Gruppen, die ein breites Feld von Unentschiedenheit und Eklektizismus zwischen beiden Fronten bildeten. Dazu gehörten Vertreter jener humanistischen Reformbestrebungen, die weder den Weg zu Luther gehen wollten, noch zu einem strikten Anschluß an die päpstlichen Positionen bereit waren. Auch in diesem Mittelfeld des Suchens nach einer deutschen „Via media“, das für die weiteren Verläufe der Reformationsgeschichte sehr wichtig wurde, gab es große Unterschiede. Mitten aus dem praktischen Ringen um eine angemessene Formulierung der städtischen Religionspolitik stammt das Votum des Augsburger Stadtschreibers Conrad Peutinger von Anfang 1525: „Luther mocht viel aus der Heiligen Schrift herfürbracht haben, was etliche aus Neid und Geiz nit leiden möchten und dennoch in der Heiligen Schrift gegründet [ist] und nit zu verwerfen. Daneben mocht auch etlichs nit beständig, also verwerflich sein ... Nach dem mitlern Weg zu suchen wöll er beschlossen haben.“³³⁾ Das lag auf der Linie des Erasmus und wurde später in großem Stil weitergeführt von der konfessionsneutralen Vermittlungspolitik der Kurpfalz, Brandenburgs und Jülich–Cleves. Doch je länger man in Deutschland auf das Konzil warten mußte, desto tiefer gruben sich die auseinanderführenden Basisprozesse der Konfessionalisierung ein. Peutinger äußerte seine Überzeugung: „Luther war und ist in der Kirche, er wird nicht hinausgeworfen werden, wenn er nicht auf einem Konzil

³³⁾ Heinrich Lutz, Conrad Peutinger. Beiträge zu einer politischen Biographie (Augsburg 1958) 236 f. Ebd. S.386 Anm.166 das folgende Zitat.

gerecht verurteilt wird.“ Gut so, das war die weitverbreitete Ansicht, Luther und der Papst seien nur zwei Streitparteien innerhalb einer Kirche. Aber: wo fand man dann in Deutschland noch diese Kirche, die Platz für Peutingen und für Luther bot?

Von höchster Bedeutung für die Zukunft Deutschlands und des Christentums waren die Entzweigungen und Kämpfe innerhalb des reformatorischen Lagers. Luthers Hoffnung, daß in der kirchlichen Erneuerung aus dem spontanen Wachstum der christlichen Gemeinden auch die Einheit der Lehre – wie er sie verstand – bewahrt werde, wurde nur allzurasch enttäuscht. Die alten Probleme der Glaubensautorität und bald auch des politischen Eingreifens in Kirchenfragen stellten sich bald auch auf evangelischer Seite. Luther kämpfte gegen die Schwarmgeister, vor allem gegen den christlich-kommunistischen Utopismus Thomas Müntzers, der auf unmittelbare Verwirklichung des Gottesreiches drängte. Die von Zwingli bestimmte Schweizer Richtung der Reformation stieß in Oberdeutschland mit der Wittenberger Richtung zusammen. Die Anfänge der Täuferbewegung bedeuteten eine weitere Radikalisierung der Gegensätze, da hier das volkshkirchliche Prinzip erstmals aufgegeben wurde. Geistkirchliche Strömungen suchten in einer unsichtbaren Gemeinschaft der Christen die Zuflucht aus den innerreformatorischen Spaltungen, so jener bedeutende schwäbische Mystiker Sebastian Franck, der im Rückblick auf diese Sturmjahre schrieb: „Hierumb ist nun Germania in vil secten und glauben zerteylt, und der selig unfrid Anno 1520 angangen, also das seidher wol zehen glauben entstanden seind, und noch kein end.“³⁴⁾

Nun wäre darzulegen, wie unter den damaligen Bedingungen einer überkommenen christlichen Einheitskultur diese religiös-kirchlichen Parteiungen *alle* politisch-sozialen, kulturellen und anthropologischen Konstanten deutschen Lebens erschütterten und in Bewegung brachten.

Ich schließe hier ab, indem ich eine ganz atemlos verkürzte Perspektive bis zum 30jährigen Krieg andeute. Die innerdeutschen Konfliktkonstellationen erreichen einen Höhepunkt mit dem Scheinsieg der katholischen Sache im Schmalkaldischen Krieg, dann folgt der Zusammenbruch des Systems Karls V. und der Kompromiß des Augsburger Religionsfriedens 1555: friedliches Zusam-

³⁴⁾ Sebastian *Franck*, *Weltbuch, spiegel und bildtniß des gantzen erdbodens* (Tübingen 1534) fol. XLIIII^r.

menleben von Protestanten und Katholiken im Reich kraft obrigkeitlichen Glaubenszwanges. Wieder ist es das Problem der deutschen Bischofskirche, an dem sich neuer Streit entzündet. Verschärft wird die deutsche Situation durch die neue katholische Kraftentfaltung im Zeichen der tridentinischen Reform und durch das Eingreifen der dynamischeren, calvinistisch-westeuropäischen Reformation. Die Spaltung des deutschen Protestantismus in Lutheraner und Calvinisten steigert das Konfliktpotential. Die Krise der Reichsverfassung erweist sich schließlich als irreversibel und mündet in den großen Krieg, den das Haus Habsburg und Deutschlands mächtige Nachbarn erst nach dreißigjährigen Verwüstungen beenden. Zu den tiefen Rissen in dem kulturellen Leben der Nation tritt ein ökonomischer Niedergang sondergleichen.

Die zusammenfassende Schlußbetrachtung, die ich nun in aller Knappheit versuche, kann natürlich das Wissen um diese weiteren Schicksale Deutschlands bis zum Ende des konfessionellen Zeitalters und darüber hinaus nicht beiseiteschieben. Aber sie bemüht sich, die Überlegungen vor allem an die entfalteten Bilder aus den Anfängen des 16. Jahrhunderts anzuknüpfen. Was läßt sich von hier aus über deutsche Einheit, partielles Gelingen und partielles Scheitern, ausmachen? Die folgenden Gedanken wollen in erster Linie einer Erneuerung des Fragens dienen; darüber hinaus kann es höchstens um Umrisse möglicher Antworten gehen.

Eine erste Überlegung betrifft *Politik und Verfassung Deutschlands*. Wenn man die Dinge ohne großdeutsch-katholische oder kleindeutsch-protestantische Brille zu betrachten sucht – was gar nicht so einfach ist! – so ergibt sich meiner Meinung nach ein ziemlich eindeutiger Bezugsrahmen. Einen deutschen Einheitsstaat hat es wohl überhaupt nie gegeben, schon gar nicht in der maximilianeischen Zeit zu Beginn der Neuzeit. Der föderative Zusammenhalt deutscher Fürsten und Städte, der sich teils mit, teils trotz der Politik des Hauses Habsburg erhielt, überstand als solcher erfolgreich die ungeheueren Krisen der kirchlichen Spaltung. Dieser Zusammenhalt blieb nicht nur entfernt von den schlüssigen Formen nationaler Einheit, wie sie in Westeuropa entstanden, er war dann gewiß auch weithin versteinert. Aber er bildete ein Element von Festigkeit in der Mitte des Erdteils. Es fragt sich, welche wesentlich andere, bessere Form deutscher Staatlichkeit und Einheit sich aus den gege-

benen Faktoren (und Konflikten) von Territorialstaat und übernationaler Dynastie, Protestanten und Katholiken hätte entwickeln können. Eine Reichsreform kam nicht zustande. Wieweit die unreformierte Versteinerung der Reichsverfassung auch damit erklärt werden kann, daß so viele Kräfte von der Bändigung des konfessionellen Zwiespalts und von der „nationalen“ Absicherung gegen die übernationale Kaiserdynastie beansprucht wurden, wäre ebenso zu klären wie die Zusammenhänge zwischen der Verhärtung der Verfassungsstrukturen und der gleichzeitigen, allgemein für die Frühneuzeit beobachteten Verhärtung und Immobilisierung der ständischen Strukturen der Gesellschaft. Vielleicht gehört es zu den Eigentümlichkeiten der deutschen Geschichte, daß die im wesentlichen verfassungskonversativen Kompromißlösungen, die 1555 und 1648 zur Rettung des deutschen Zusammenlebens dienten, die sozial-konservativen Züge der deutschen Gesellschaft nicht nur „wiederspiegeln“, sondern sie auch verstärkten.

Daran schließt sich die zweite Überlegung: *Deutschland und Europa*. Denn dies föderative Corpus deutscher Fürsten und Städte stand ja nicht als unmittelbarer politischer Partner Frankreich und Italien, Polen und Ungarn gegenüber. Überall stand das habsburgische Kaisertum dazwischen. Es war einerseits trotz aller Distanz mit tausend Fäden dem deutschen Corpus verbunden. Andererseits wurden die Reste übernationaler Ansprüche des Reiches (und damit alle außerdeutschen Posten und Konfliktzonen gegenüber Italien, Frankreich, Ungarn, Polen) nicht etwa von diesem deutschen Corpus, sondern von der übernationalen Habsburger Dynastie wahrgenommen. So paradox es klingt: gewissermaßen lag das Monopol einer gesamtdeutschen, einer Reichsaußenpolitik dauernd und unbestritten bei den übernationalen Habsburgern. Die Konsequenzen dieser ebenso paradoxen wie unerschütterlichen Grundfigur für die Stellung Deutschlands im europäischen Mächtesystem bis ins 19. Jahrhundert können gar nicht massiv genug eingeschätzt werden. Ich gebe hier nur *ein* bedeutungsschweres Stichwort: das Problem der *deutschen Wehrlosigkeit* – im allgemeinsten Sinne – in der Mitte Europas. Denn dem Fehlen deutscher Außenpolitik durch die Jahrhunderte entsprach das Fehlen einer deutschen Heeresorganisation. Dies wurde zeitweilig durch Habsburg und seine Rüstungen ausgeglichen. Was dann aber blieb, als zwischen 1866 und 1870 Habsburg definitiv aus dem Verband mit Deutschland ausschied, war der Alptraum des Zweifrontenkriegs. Und diese Bedrohung konnte be-

kanntlich von preußisch-deutscher Seite auch durch eine noch so hochgetriebene Rüstung nicht mehr kompensiert werden. So eröffnen sich von hier aus auch neue Perspektiven für eine Diskussion der alten Themen: preußisch-österreichischer Dualismus, deutscher Militarismus.

Die dritte Überlegung betrifft den *kirchlich-kulturellen Rahmen* einer Gewinn-Verlust-Rechnung vom 16. Jahrhundert her. Wir wissen viel über die sehr zwiespältigen Folgen der konfessionellen Teilung im engeren religiösen Bereich: einerseits der vertiefte Ernst christlicher Verantwortung, das neue Wetteifern um vorbildliche Versittlichung des Lebens bei allen nun getrennten Kirchengruppen: in Schule, Visitation und Gemeindezucht, in Kirchenlied und Kirchenkunst und individueller Gewissensbildung. Andererseits sehen wir die depravierenden Folgen kleinräumiger (und kleinkarrierter) Zwangsformen des Glaubens, wo der deutsche patriarchalische Fürstenstaat nun zum geschlossenen Konfessionsstaat wird mit Polizeiaufsicht, Zensur, Denunziantentum und so fort. In der Abwägung zwischen diesen beiden Aspekten liegen hier die meisten Fragen.

Weniger klar sieht die Forschung bisher im Bereich der kulturellen Folgen der konfessionellen Spaltung. Ich neige dazu, die vielen Phänomene von Niedergang und Krise im deutschen Kulturleben, vor allem seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, ernst zu bewerten und sie im unmittelbaren Zusammenhang mit den Kampf- und Streitformen zu sehen, die in Deutschland fast überall und langfristig den konfessionellen Pluralismus begleiteten. Nur selten entfaltet das konfessionelle Engagement hier und dort Formen gesamtdeutsch werbender Kulturleistung. Vorherrschend ist die Absondierung und Unversöhnlichkeit. Die Wege führen kulturell auseinander. Die unendlich reiche, gerade zu neuen, fruchtbaren Austauschprozessen zwischen Nord und Süd, zwischen Humanismus und Volkstümlichkeit ansetzende deutsche Kulturszene des frühen 16. Jahrhunderts wird zerrissen. Die katholischen Teile Deutschlands geraten weitgehend unter den Einfluß der gegenreformatorischen Kultur Südeuropas. Das bedeutet Erweiterung nach der europäisch-katholischen Seite hin, Abschnürung und Verlust nach der evangelisch-deutschen Seite. Ähnlich ergeht es den deutschen Protestanten die, in sich gespalten, Nähe und Austausch zu Holland, England und Skandinavien gewinnen, dafür von ihren katholischen Landsleuten kulturell abrücken. Auf katholischer Seite setzt unter dem ro-

manischen Einfluß eine neue Blüte der Form- und Schaukunst ein, dafür geht die Pflege der deutschen Sprache zurück. Auf evangelischer Seite ist Blüte und Rückgang spiegelbildlich entgegengesetzt verteilt. Die Folgen dieser kulturellen Spaltung der Nation sind bis heute wirksam. Sie – die Spaltung und die Folgen – des näheren zu erforschen und damit *innere* Beiträge zu ihrer Überwindung zu leisten, ist ein großes Desiderat.

Freilich bedarf es einer sorgfältigen Ausarbeitung des Interpretationsrahmens, damit die Abwägung von übernationalen und nationalen, von sprachlich-ethnischen und sozialen Kriterien der Kultur ebenso vor einem Rückfall in veraltete Schemata von „Nationalkultur“ sichert wie vor einer Beschränkung auf künstlerisch-literarische Hochebenen.

Die letzte Überlegung schließt sich hier unmittelbar an. Es geht um die *anthropologische Seite* dieser unterschiedlichen Stufen von Scheitern und Gelingen. Wir können nur mit großer Vorsicht in diesen Fragenkomplex eindringen, sonst bleiben wir rasch in dilettantisch-beliebigen Vermutungen stecken. Schließlich fehlt es auch der französischen, englischen, spanischen, italienischen, russischen Geschichte nicht an Brüchen, Spaltungen und Wirren. Wo wären also die Besonderheiten der deutschen frühneuzeitlichen Geschichte, die es rechtfertigen, nach spezifischen deutschen Ausprägungen und Handicaps im Werdeprozeß gesamteuropäischer anthropologischer Muster zu suchen? Ich beschränke mich auf eine einzige begriffliche Schneise: Versöhnung und Unversöhnlichkeit. Wie sagte Döllinger, mit dem Pathos des 19. Jahrhunderts? „Uns allein unter allen Völkern ist das Geschick widerfahren, daß das scharfe Eisen der Kirchentrennung mitten durch uns hindurchgegangen ist ...“ Anthropologisch gefragt: Wie geht es weiter mit dieser Gruppe, diesen Menschen, denen so etwas zugestoßen ist? Und schon in der Frühreformation, erst recht in den späteren Jahrzehnten trifft jeder anthropologisch interessierte Historiker auf die ganz kolossalen Tatbestände einer derart grobianischen Unversöhnlichkeit des Streit-Tones, wie er nur aus tiefster innerer Verletztheit und aus entsprechender religiöser Verzerrung erklärbar ist. Jede historisch faßbare Gesellschaft, jede nationale Gemeinschaft ist in unterschiedlicher Mischung und Verarbeitung mit Elementen des Streites und Elementen der Versöhnung versehen. Im deutschen Falle wäre zu fragen, ob nicht aus der von Döllinger beschriebenen Situation ein so besonders hoher Grad von Verletztheit geblieben ist, die vom Konfessio-

nellen ins Politische, ins Kulturelle und dann ins Soziale weiterwucherte, wogegen die Elemente deutscher Versöhnung bis heute nicht mächtig genug aufgeboten werden konnten. Gibt es so etwas wie ein Weiterleben säkularisierter Formen des Glaubenskampfes, wo eine Ganzheit gesucht wird, die nur durch Vernichtung eines anderen möglich scheint? Das sind prekäre Fragen einer historischen Mentalitätsforschung. Sie führen uns gewiß bis in die deutsche Gegenwart.